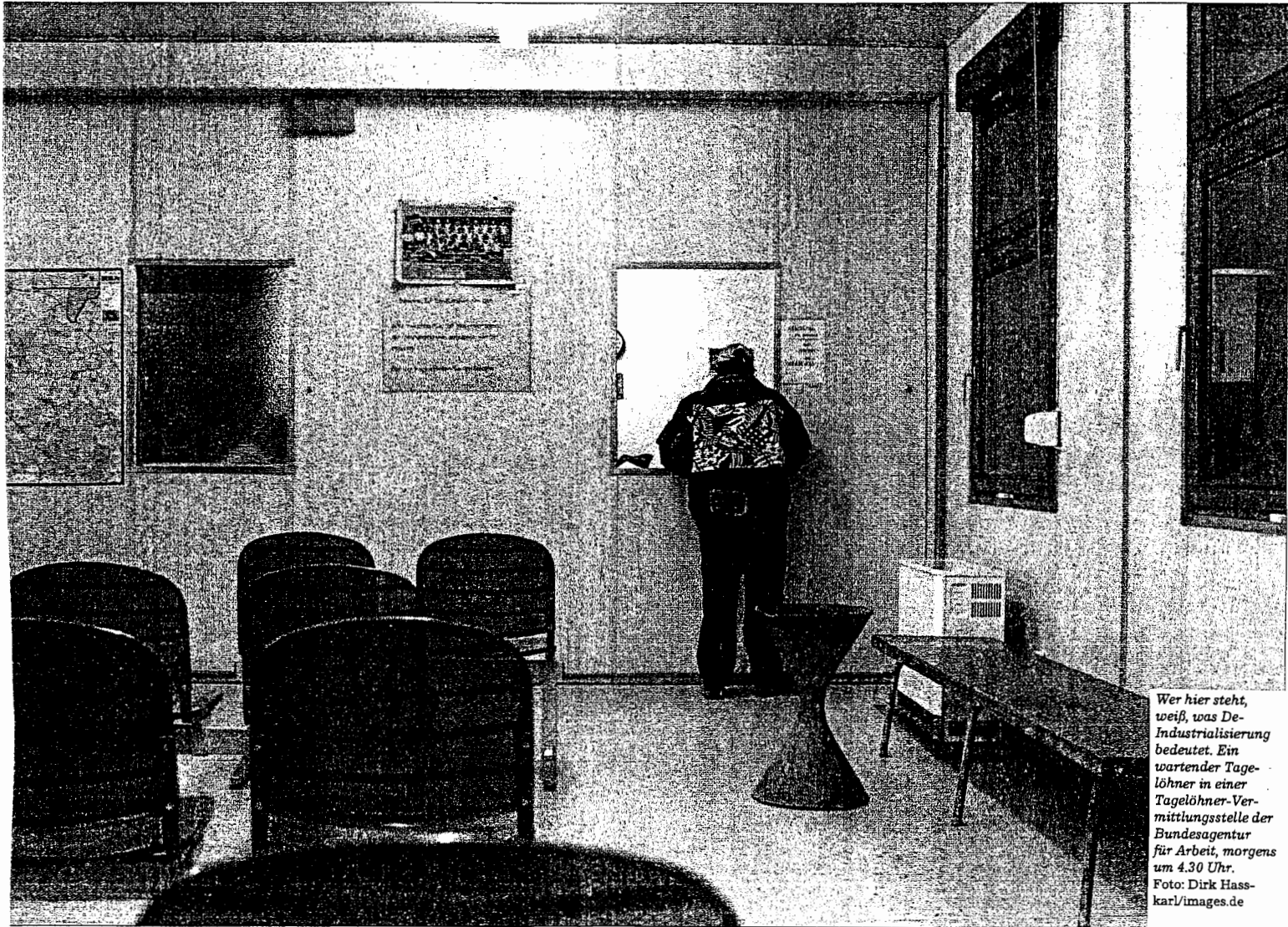


Sven Böll

„Ein Mann geht möbeln“, Süddeutsche Zeitung, Februar 2006

Ein Mann geht möbeln

Wie die Dinge stehen, haben viele das noch vor sich: Ein Tagelöhner in München – und wie er die Welt sieht



Wer hier steht, weiß, was De-Industrialisierung bedeutet. Ein wartender Tagelöhner in einer Tagelöhner-Vermittlungsstelle der Bundesagentur für Arbeit, morgens um 4.30 Uhr. Foto: Dirk Hasskarl/images.de

Sven Böll

„Ein Mann geht möbeln“, Süddeutsche Zeitung, Februar 2006

von Sven Böll

Dietrich Pohl kommt um sechs Uhr in die Schärffleinstraße 6 am Münchner Großmarkt, weil er für ein paar Stunden irgendwo irgendwie anpacken will: Möbel schleppen, Sand schippen, Obst sortieren. Was der Tag bringen wird, wie er enden wird, das weiß Pohl nicht. Wenn's gut läuft, bekommt er sechzig, vielleicht siebzig Euro. Die Ware Arbeit ist knapp geworden. Das ist schlecht für eine Börse, die jeden Tag damit handelt. Als Pohl vor zehn Jahren das erste Mal zur Jobvermittlung kam, waren zwanzig andere Männer da. Sie haben sich aus fünfzig Gelegenheitsjobs das Beste rausgepickt. Inzwischen ist es allerdings umgekehrt.

Gestern und vorgestern zum Beispiel hatte Pohl Pech: „Nix zu machen.“ Dabei schätzen ihn die Ein-Tag-Arbeitgeber: Er trinkt nicht, zumindest nicht vor der Arbeit, ist schnell und zuverlässig. „Für den Kram brauchst du keinen Dokortitel“, sagt er und schlägt die *Bild*-Zeitung auf. Auf Seite 2 berichten Menschen über „Unser traurigstes Jahr“. Es sind Familienväter und alleinerziehende Mütter, die 2005 arbeitslos geworden sind. Pohl ist schon so oft arbeitslos geworden, dass er aufgehört hat zu zählen. „Das erste Mal war mit 19, da war ich drei Jahre Bäcker gewesen.“ Mehlallergie. Pohl ist inzwischen 48. Und man kann sagen: Er weiß, was De-Industrialisierung bedeutet. Sein Leben lief zwanzig Jahre lang nach dem gleichen Muster ab: Er hatte einen Job, dann machte die Firma dicht, er suchte sich etwas Neues. In den vergangenen zehn Jahren hat er dann nichts Neues mehr gefunden.

Seitdem kommt er zwei- bis dreimal pro Woche „auf Börse“. Er sitzt immer in der ersten Reihe vor der Glasscheibe. Sie trennt die Hoffenden ohne feste Arbeit vom Hoffungsgeber mit fester Arbeit. Franz Kayser vergibt die Jobs. Er ist der Einzige hier, der einen dicken Bauch hat. Wenn ein Arbeitgeber angerufen hat, geht er ans Mikrofon. Bis 6 Uhr 30 musste er noch nicht aufstehen.

Heute sind 42 Männer da. Sie warten. Einige schnarchen, ein paar blättern lustlos in der Zeitung. Einer starrt minutenlang immer nur auf eine Seite. Keiner spricht. Keiner grüßt, wenn man reinkommt. Es riecht nach Arbeit, aber Schweiß und Öl haben es schwer gegen den Zitronenduft des Allesreinigers, den die Putzfrauen großzügig verteilt haben. Nur wer tief einatmet, riecht den Alkohol, den einige gefrühstückt haben.

Irgendwann hat sich jemand gedacht, Poster mit München-Motiven würden Farbe in diesen Zweckbau bringen. Auf einem Poster sind junge Menschen mit Schlaghosen zu sehen, die sich im Olympiapark sonnen. Der Himmel ist inzwischen vergilbt. Als er in den siebziger Jahren noch blau war, da war auch Pohls Welt „auf Schalke“ noch in Ordnung: Seine Mutter hatte eine Pension, in der sich sogar mal Freddy Quinn erholte. Der schenkte dem Jüngsten von elf Kindern eine Gitarre. „Die habe ich heute noch“, sagt Pohl. Sie ist das einzige, was ihm aus seiner Jugend geblieben ist. Als er 20 war, starb die Mutter.

Was folgte, waren Dummheiten, wie er sagt. Erste Dummheit: das mit dem Liebhaber seiner Freundin. Er vermöbelte ihn, und zwar dermaßen, dass der Liebhaber die rechte Gesichtshälfte nicht mehr bewegen konnte. Pohl musste ein Jahr ins Gefängnis. Da war er 18. Zweite Dummheit: das mit dem vielen Alkohol. „Wir haben uns in der Familie immer gerne einen getrunken, aber das macht dich kaputt.“ Seine Schwester ist an einer Alkoholvergiftung gestorben. Dritte Dummheit: das mit dem Weggang nach München. Das Arbeitsamt hatte dort einen Job für ihn. „Im Ruhrpott ging doch nix.“ Da verschenkte er den Schrebergarten und die Wohnung, die er von seiner Mutter geerbt hatte. Einfach so. An einen Schulfreund. Wert: eine halbe Million Mark. „Ich bin spontan, da hab' ich nicht nachgedacht und hab halt gesagt: ‚Kannse haben‘“.

Die Wohnung gehört heute jemand anderem, der Beschenkte hat sie versoffen und verspielt. Aus dem Schrebergarten wurde inzwischen ein Hochhaus. „Ich hätte jetzt wahrscheinlich 'ne halbe Million Euro.“ Pohls Geschwister fanden seine Spontaneität nicht toll – sie wollten jahrelang nichts von ihm wissen, es herrschte Funkstille. Vierte Dummheit: das mit den Kindern. Eine Frau hat zwei Kinder mit ihm, ist aber abgehauen. Für einen Typen mit Job und Geld. Seine Tochter und sein Sohn haben erst vor einem halben Jahr erfahren, dass Pohl ihr Vater ist. Kurz nachdem ihr vermeintlicher Vater sie und ihre Mutter sitzen ließ.

„Entrümpelung, 6,50 Euro, fünf bis sechs Stunden, zwei Leute“, sagt Peter Kayser um 6 Uhr 40 in sein Mikrofon. 18 Männer wollen den Job, auch Pohl meldet sich. „30 Euro sind viel zu

wenig“, murmelt er. Er weiß, dass auch Kayser das weiß: „Der hat noch was Besseres für mich.“ Das Bessere kommt sofort: „Umzug, acht Euro, drei Leute, acht Stunden.“ 24 Hände gehen hoch. Harte Konkurrenz. Peter Kayser ist wie ein Türsteher, der urteilt „Du ja, du nicht.“ Pohl soll mal reinkommen. Der strahlt und steht auf. Er hat heute nur graue Sachen an: Die Jacke ist abgenutzt, die Hose dreckig, der rechte Handschuh löchrig. Pohl, schlaksig und mit runterhängenden Schultern, sieht nicht wie ein Auserwählter aus. Der zweite ist ein muskulöser Mann um die 50, der 35 Jahre lang Klaviere transportiert und Dächer gedeckt hat. An seinen Fingern ist keine Haut, sondern nur noch Hornhaut. Er ist heute zum ersten Mal da. „Deutschland behandelt mich wie den letzten Dreck, da kann ich ruhig auch jeden Dreck machen“, sagt er. Der dritte, Anfang 60, nennt sich Professor: „Ich hab' studiert.“

Wie eine Entenfamilie geht man zur U-Bahn, einer nach dem anderen. Obwohl Pohl inzwischen Dutzende Firmen kennt, ist es meistens ein Entenmarsch ins Ungewisse: Wie schwer ist die Arbeit? Wie sind die Kollegen drauf? Wie tickt der Chef? Routine würde ihm Sicherheit geben. Routine sorgt für Langeweile, würden Angestellte sagen, die jeden Tag ins Büro gehen. Vielleicht sind Gelegenheits-Jobber wie Pohl nicht die Nachhut der Industriegesellschaft,

Der Chef weiß nicht mal,
wo oben und unten ist.
Jetzt kommt Pohls Stunde!

sondern die Vorhut der Arbeitswelt von morgen: Auch wenn höchstens 80 000 der 39 Millionen Erwerbstätigen in Deutschland moderne Tagelöhner sind, haben immer weniger Menschen einen sicheren Arbeitsplatz. Die unsichere Beschäftigung ist die einzige, die boomt: Rund acht Millionen machen einen Mini-Job, fast eine halbe Million sind Leiharbeiter, jeder zweite neu geschlossene Arbeitsvertrag ist inzwischen befristet.

„Ihr seid bestimmt die vom Arbeitsamt“, begrüßt ein Mann mit rotem Overall die drei von der Jobbörse. Es ist fast 7 Uhr 20, sie hätten um sieben Uhr schon da sein sollen. Ein bisschen dicke Luft. Die ersten Umzugswagen fahren schon vom Hof. Die Motoren der anderen lau-

Sven Böll

„Ein Mann geht möbeln“, Süddeutsche Zeitung, Februar 2006

fen. „Schnell zum roten Container, beim Chef gibt's Arbeit“, sagt der Mann. Pohl sagt leise: „So wie Ihr alle rumläuft, kann man sich denken, dat der Container auch rot is.“ Der Chef hat keinen roten Overall an, sondern ein frisch gebügeltes Hemd. Er verteilt Arbeit, packt aber nicht mit an. „Zwei für Umzug, einer für Entrümpelung. Wer macht was?“, fragt er. Pohl und der Professor machen den Umzug. Schnell in den Wagen. Die vier Kollegen mit roten Overalls warten schon. Runter vom Hof. Raus aus der Stadt. Musik an. Im Radio läuft „Sitting Waiting Wishing“.

Wünsche hat Pohl keine mehr. „Ich plane nix.“ Die Frührente will er aber bald durchkriegen. Bandscheibenvorfälle, Lungenembolien, gerissene Magenwand – die Aussichten stehen nicht schlecht. 500 Euro bekommt er dann, über 150 Euro mehr als mit Hartz IV. Das ist gut. Besser ist: „Mit Frührente kann ich mir 400 Euro im Monat dazu verdienen.“ Auf die gleiche Summe kommt er jetzt auch, obwohl nur 100 Euro erlaubt sind. „Legal is' aber besser.“

Um kurz nach acht stehen sie vor einem Büropalast mit viel Glas und wenig Stahl. Sie sollen die Kantine einräumen. Gestern haben 500 Gäste in der zuvor ausgeräumten Kantine gefeiert. Sie haben Champagner getrunken und sich das Beste vom acht Meter langen Buffet genommen. Die Essens- und Getränke Spuren hat die Putzkolonne schon weggewischt. Es riecht nach Orange und nicht nach Zitrone wie in der Jobbörse.

Jetzt kommt Pohls Stunde: Der Chef versteht den Plan nicht, weiß noch nicht einmal, wo oben ist. „Komm' Junge, ich helf' Dir mal, ich bin gut beim Möbeln“, sagt Pohl und zwinkert den anderen zu. Er hat die Regie übernommen und dreht erstmal den Plan richtig rum.

Pohl passt immer auf, dass er bei keiner Arbeit die Achtung vor sich selbst verliert. Wenn es ihm zu bunt wird, geht er. Nicht leiden kann er Chefs, die Raucherpausen verbieten. „Lieber nix verdienen als mich wie dat letzte Arschloch fühlen.“

Jetzt erklärt Pohl den Plan: immer zwei Meter Platz zwischen den Tischen lassen. „Wennse die Lücke größer machst, reicht et nich!“ Um 11 Uhr 30 stehen 148 Tische und 296 Stühle in der Kantine – genau wie skizziert. Am Nachmittag müssen die Männer alles

wieder umräumen: Keiner hatte gesehen, dass die eine Hälfte der Tische schwarze und die andere Hälfte silberne Kanten hat. Um 16 Uhr stehen die Tische mit schwarzen Kanten neben den Tischen mit schwarzen Kanten. Der Chef, der heute keiner war, drückt Pohl 64 Euro in die Hand – die Fahrtzeit wird nicht bezahlt. Er sagt zu Pohl: „Du bist

Pohl ist recht optimistisch. Den sozialen Abstieg hat er nämlich schon hinter sich.

gut, komm' morgen wieder.“ Ein Anschlussjob ist immer das Beste, was Pohl passieren kann. Da braucht er am nächsten Tag nicht um sechs Uhr in die Schärfleinstraße.

Acht Stunden war Pohl heute mit fünf fremden Menschen zusammen. Sie sind ihm fremd geblieben. Er hat nichts gefragt. Er musste nicht antworten. Vielleicht sieht er die Leute nie wieder. Am Hauptbahnhof haben ihn die Männer mit den roten Overalls abgesetzt. Er steigt in die S-Bahn-Linie 1. Geschäftsreisende mit Gel in den Haaren, in geputzten Schuhen und Anzügen und mit schicken Ledertaschen stehen um ihn herum. Die S-Bahn fährt sie zum Münchner Flughafen. Dort war Pohl noch nie. Nach Kenia will er mal fliegen, das wär's: Vor fünf Jahren hat er eine junge Frau aus Mombasa kennen gelernt. Zum Abschied hat sie ihn eingeladen: „Komm mich mal besuchen.“ Der Flug, hat Pohl recherchiert, kostet 500 Euro.

Pohl hat 30 000 Euro Schulden. Die hat er „bei Quelle und som Zeug“. Die Stadtwerke haben den Strom abgestellt. Wenn ihn jemand besuchen kommt, sagt er: „Bring am besten Kerzen mit.“

150 Euro fehlen noch, dann gibt's wieder Licht. Deshalb spart er die Hälfte von den 64 Euro, die er heute verdient hat. „Jetzt aber erstmal wat trinken“, beschließt er, als er aus der S-Bahn steigt. Die Bahnhofsschänke liegt gleich gegenüber der Station. Der Fernseher ist hier eine Art Farbtupfer. Pohl nimmt einen großen Schluck und atmet tief durch. Dann zündet er sich eine Zigarette an.

Für Bier und Zigaretten gibt er rund 150 Euro im Monat aus – fast jeden vierten Euro, den er hat. Von seinen Geschwistern will er nichts haben, obwohl die alle ganz gut verdienen. Sein

Bruder hat ihm sogar angeboten, in seiner Firma zu arbeiten. Pohl hat abgelehnt: „Ich will auf meine eigene Füße stehen.“

Muss er im Zweifel auch. „Dat mit'm Staat kannse vergessen.“ Pohl war schon Arbeitsloser unter Kohl und ist einer unter Schröder geblieben: „Die Merkel überleb ich auch noch.“ Dass die meisten Medien plötzlich positiv über die Bundeskanzlerin berichten, versteht er nicht: „Die hat doch noch nix gemacht.“

Pohl überrascht es nicht, dass es so viele und immer mehr Arbeitslose gibt: „Wennse die Arbeit teurer machst, gibt et weniger davon.“ Wenn er wie heute 64 Euro auf die Hand bekommt, kostet er den Arbeitgeber mit allen Abgaben ungefähr das Doppelte. „Dat is doch verückt“, sagt er und tippt dreimal mit dem Zeigefinger gegen die Stirn. „Dat kann nicht klappen.“

Genauso wenig wie mit dem Arbeitsamt: „Die heißen jetzt anders, aber helfen tun se dir trotzdem nicht. Da bleibse ne Nummer.“ Pohl muss immer noch lachen, wenn er die Geschichte mit den zwei Gabelstapler-Scheinen erzählt. Als er irgendwann mal wieder arbeitslos war, hat das Arbeitsamt ihm eine Umschulung zum Fachlageristen bezahlt. Da hat er dann auch gelernt, Gabelstapler zu fahren. Ein paar Jahre und eine Umschulung zum EDV-Spezialisten später sagte sein Betreuer: „Sie machen jetzt mal den Gabelstapler-Schein.“ – „Den brauch ich nicht, wat ich brauch is Arbeit“, entgegnete Pohl. Vor die Wahl gestellt aber, das Bekannte nochmal zu lernen oder sein Geld gestrichen zu bekommen, machte Pohl den Gabelstapler-Schein dann zum zweiten Mal.

Weil er sich selbst hilft, geht er morgen wieder möbeln. Die 64 Euro sind ihm sicher. Brutto für netto. Wenn's dann auch noch bald mit der Frührente klappt und er einen Teil seiner Schulden abgebaut hat, ist er richtig zufrieden: „Wat willse mehr?“ Er lächelt. Dann bestellt er ein zweites Bier und zieht langsam an seiner Zigarette.

Pohl ist auch deshalb ganz optimistisch, weil er bereits sozial abgestiegen ist. „So wie et mit Deutschland aussieht, haben die meisten dat doch noch vor sich, verstehse?“

Die Namen in dieser Geschichte wurden geändert. Der Autor ist Journalist und lebt in München.